

Florian Felix Weyh

**Stimme aus dem Grab****Mark Twains »geheime Autobiographie«****Florian Felix Weyh**

(\* 1963) lebt als Publizist und Journalist in Berlin. Seit 1988 ist er ständiger Mitarbeiter des Deutschlandfunks, für den er u.a. Literaturkritiken schreibt. Zuletzt veröffentlichte er im Galiani Verlag den Wissenschaftsthiller *Toggle* (2012).

rezensent@weyh.info



Sensationen sind das tägliche Brot des Literaturkritikers. Er braucht nur morgens sein Postfach zu öffnen, schon quellen ihm sensationelle Debüts, Enthüllungen, Ausgrabungen entgegen. Oft sind sie ein bisschen dilettantisch aufgemacht, manchmal aber kommen sie auch wirkungssicher daher. Zum Beispiel beim vielverschwiegenen Titel *Meine geheime Autobiographie*, gepaart mit dem bescheidenen Etikett »Die Sensation«. In einem für Youtube erstellten Werbevideo spricht Harry Rowohlt, als sei er der Autor persönlich: »In dieser Autobiographie werde ich stets im Hinterkopf behalten, dass ich aus dem Grab spreche. Ich spreche buchstäblich aus dem Grab, denn wenn das Buch aus der Druckerpresse kommt, werde ich tot sein.«

Dumm nur, dass die ersten Zeilen von Mark Twains bereits 1977 im *Hanser Verlag* erschienenen Autobiografie fast identisch sind mit Harry Rowohlts scheinbar exklusiven Werbeworten, und schon ist ein klein wenig Luft aus einem zum Platzen gefüllten Heißluftballon entwichen. Soviel indes stimmt: Mark Twain hat zu Lebzeiten etwas auszusparen verfügt: »In der ersten, zweiten, dritten und vierten Auflage müssen alle vernünftigen Meinungsäußerungen ausgelassen werden. In einem Jahrhundert mag es einen Markt für derartige Waren geben.« Geradezu prophetische Worte, zumindest was Mark Twains Heimatmarkt

in den Vereinigten Staaten angeht. Dort wurden die erstmals vollständig publizierten autobiografischen Fragmente tatsächlich zum Bestseller. Wenig überraschend, wenn man des Autors Stellung als Nationaldichter der Nachbürgerkriegszeit in Rechnung stellt, aber doch erstaunlich ob der Poetik dieses Werkes, die daraus besteht »draufloszuschwatzen und nach Belieben abzuschweifen, ohne Rücksicht auf das Ergebnis für den künftigen Leser«.

Freundlich gesagt klingt das postmodern, ist aber keineswegs ein zufälliger anti-zeptorischer Ausrutscher von der Ästhetik des 19. Jahrhunderts hinein in die des späten 20., sondern ein »durchdachtes System«, ein »vollkommener und beabsichtigter Wirrwarr«. In aller Deutlichkeit tritt damit das Grundproblem der Herausgeber ans Licht, dass Mark Twain nämlich mehrfach im Leben seine Autobiografie begann, sie aber nie vollendete, weil ihn sein »System« ganz offenkundig selbst überforderte. Auch der letzte Versuch blieb Fragment. Um das vorliegende Buch aus dem Dokumentengebirge herauszumeißeln und mit der Aura des genauso Gewollten zu versehen, bedienen sich die Herausgeber daher Vermutungen über den Willen des Autors und versichern treuherzig: »Es wird versucht, die Texte so zu präsentieren, wie sie waren, als er aufhörte, sie zu ändern.«

### **Der Schriftsteller als Geschäftsmann**

Die Ratlosigkeit der Editoren spiegelt sich im Endprodukt an vielen Stellen wider. Neben der Anordnung der Fragmente jenseits einer erzählerisch überzeugenden Zeit-

achse, wie sie frühere Bearbeiter willkürlich annahmen, wird der flatterhafte Eindruck durch eine besondere Eigenart noch weiter verstärkt: Mark Twain diktierte den Großteil seiner Texte. Trotz mannigfaltiger Korrekturen in den Abschriften merkt man diesen gesprochenen Ton dem Text noch deutlich an, als belebendes wie abschweifendes Moment. Doch genug der vorläufigen Editions kritik. Man ahnt, was einen erwartet, und kann sich dem Leben des Samuel Langhorne Clemens alias Mark Twain widmen: Bestsellerautor, gewiefter Geschäftsmann, zuvor Druckergeselle, Goldgräber, Schiffslotse und Journalist. Alle diese Seiten kommen in den Erinnerungen breit zum Tragen, und seine vielen Talente verwandelte er immer wieder in klingende Münze wie in politischen Einfluss. Amüsiert, aber doch geschmeichelt, erzählt er von einem an »Mark Twain, c/o Präsident Roosevelt, Das Weiße Haus« adressierten Brief, der ihn zuverlässig erreichte, denn der Präsident gehörte selbstredend zu seinen Freunden. Dessen Vorgänger, der Demokrat Grover Cleveland, war ihm sogar derart freundlich zugetan, dass Mark Twain in die Personalpolitik des Außenministeriums einzugreifen vermochte. Auch die Wirtschaftsmagnaten ließen sich satirische Ausfälle gefallen, wussten sie doch, dass deren Urheber trotzdem gerne in ihren Salons zu Gast war: ein Satiriker im Gewande des Parvenüs – oder ein Parvenü, der sein Gerechtigkeitsempfinden nicht immer zu unterdrücken vermochte.

Welche Rolle Mark Twain in der US-Society zwischen amerikanischem Bürgerkrieg und der Jahrhundertwende spielte, ist schnell erkannt: Er war ein demokratischer Narr und gegenüber höfischen Narren mit erweitertem Spielraum ausgestattet. Man nahm seine Attacken gegen die Verbindung zwischen heuchlerischem Christentum und kapitalistischem Geschäftsstreben in Kauf und machte sie durch Applaus unhörbar. Den eigenen Zwiespalt als wohlhabender Steuerzahler beschrieb

Twain 1906 in einem Vortrag. Kaum sollte er 75.000 Dollar Steuern zahlen, spürte er die Versuchung, sie wie seine Magnatenfreunde zu hinterziehen: »In diesem denkwürdigen Augenblick begann ich zu zerbröseln. Nach fünfzehn Minuten war ich zu einem moralischen Sandhaufen geworden.«

Will ein Hofnarr den Hof verändern? Oder kritisiert er ihn nur aus psychischer Hygiene, um dabei sein zu können, ohne ganz dabei zu sein? Das lässt sich der Autobiografie nicht schlüssig entnehmen. Mark Twain stammte aus einfachen Verhältnissen, erwarb seine Bildung nicht in der Schule, sondern am Setzkasten einer Druckerei, und wollte augenscheinlich beides: Nach oben kommen, dort aber seine Wurzeln nicht verraten müssen. In einer durchlässigen Gesellschaft wie der amerikanischen des 19. Jahrhunderts war dieser Spagat weniger schwierig als in den starren Klassengesellschaften der Alten Welt. Dessen Antlitz kannte der Bestsellerautor von langen Auslandsaufenthalten her, so dass er sich sozialrevolutionärer Stimmungen nicht immer enthalten konnte. Wer aber Mark Twain damit als linken Autor vereinnahmen will, liegt gründlich schief. Allenfalls war er ein aufgeklärter Liberaler mit ungeheurem Geschäftssinn und sozialer Ader. In einer sozialistischen Gesellschaft hätte man ihn sich nur hinter Gittern vorstellen können, lautete doch eine seiner Maximimen, »dass ein Mann, der es vorzieht, sich von einem anderen Mann ernähren zu lassen, statt in Unabhängigkeit zu hungern, erschossen gehört«.

### Wo bleibt die Sensation?

Worte eines Satirikers, gewiss, doch die wirtschaftsliberalen Züge Twains treten aus dem neu veröffentlichten Material deutlich zutage. Auch der politisch aktive Mensch rückt stärker in den Fokus als der Literat, was historisch gesehen ein Vorzug,

hinsichtlich der Lesbarkeit aber ein Nachteil ist. Denn der Aufsteiger Twain tut, was alle Aufsteiger tun: Er betreibt unaufhörlich Namedropping. Ein Gutteil des 350-seitigen Ergänzungsbandes füllen Anmerkungen zu längst vergessenen Persönlichkeiten, doch wie ungeheuer provinziell und im eigenen Sud köchelnd die amerikanische Politik vor dem Ersten Weltkrieg war, hat man schon nach ein paar Seiten mitbekommen. Darüber hinaus hält Twain tagespolitische Zeitungsartikel für so wichtig, dass er sie seitenweise überliefert. Diese längst vergilbten Texte ermüden jedoch gewaltig und fordern nachgerade dazu auf, das Buch beiseite zu legen. Ausnahmen machen nur einige journalistischen Arbeitsproben aus Mark Twains eigener Feder. Im Vergleich zur eigenmächtig komponierten Autobiografie-Variante von Charles Neider aus dem Jahr 1977, die nolens volens auf weniger Material zurückgriff, schöpft die neue Ausgabe aus dem Vollen – doch wem ist damit gedient? Und wo steckt die Sensation, das Geheimnis der geheimen Autobiographie?

Gewöhnlich gilt das Familienleben als klandestiner Ort. Hier besteht am meisten Verschleierungsbedarf, hier waltet die größte Rücksichtnahme. Diese lässt Mark Twain gegenüber seiner mit 24 Jahren jung verstorbenen Tochter Susy vermissen, indem er eine von ihr verfasste Biografie aus Kindertagen in den eigenen Text integriert. Susys Aufzeichnungen bestechen durch kindlichen Charme, ja besitzen die literarische Qualität des Einfachen. Sie sind ergreifende, rührende Passagen von großer Kraft – nur neu sind sie nicht. Auch nicht neu sind die vielen, für Buchhistoriker freilich hochinteressanten Ausführungen zu Mark Twains Tätigkeit als Verleger. Eine Zeitlang erwirtschaftete er damit fast mehr Geld als durch die Arbeit als Schriftsteller, ließ ihn doch der richtige Riecher die Memoiren des Bürgerkriegshelden und späteren US-Präsidenten Ulysses S. Grant verlegen. Dass er bei aller Geschäftstüchtig-

keit dennoch ein wirtschaftlicher Hasardeur blieb, zieht sich wie ein weiterer roter Faden durch sein Leben. Heute würde man ihn als Venture-Kapitalisten bezeichnen, der in die automatische Setzmaschine investierte, den Computer seiner Zeit, und dabei gewaltige Summen verlor.

Enthüllungen am nächsten kommen nur die vielen politischen und persönlichen Meinungsäußerungen Mark Twains, die er beim Diktieren als peinlich oder entlarvend empfunden haben mochte. Indes ist die Zeit darüber hinweggegangen, und so liegt die Sensation dieser Publikation darin, dass ein derart sorgfältig edierter, mit ungeheurem archivarischen und wissenschaftlichen Können erbrachter Rekonstruktionsversuch überhaupt noch unternommen wird. Das dürfte freilich dem Status des Nationaldichters geschuldet sein, und so bleibt *Meine geheime Autobiographie* der Traum eines jeden Anglisten, Philologen und Historikers, aber ein Alptraum für durchschnittlich interessierte Leser oder normale Twain-Fans. Der geschwätzig, mäandrierende Textstrom macht den uns durch Scharfzüngigkeit ans Herz gewachsenen Autor zuletzt viel kleiner, als wir ihn kennen; es ist eben unmöglich, in der Rohmasse konzentriert zu sein. Dass der *Aufbau Verlag* das Buch als inhaltliche Sensation anpreist, lässt sich zwar wirtschaftlich nachvollziehen, den Massenmarkt dürfte das Produkt dennoch kaum erreichen. Und wem das alles zu scharf geurteilt erscheint, der halte sich einfach an Twain selbst: »Es ist der Wille Gottes, dass wir Kritiker, Missionare, Kongressabgeordnete und Humoristen haben«, schreibt er, »und so müssen wir diese Last tragen«.

*Mark Twain: Meine geheime Autobiographie. 1. Band: Autobiographie (Aus dem Amerikanischen von Hans-Christian Oeser), 2. Band: Hintergründe und Zusätze (Aus dem Amerikanischen von einer Übersetzergruppe). Aufbau Verlag, Berlin 2012, 1.129 Seiten, € 79,00. ■*